

Nick Brownlee  
**MACHETE**

**Thriller**

Aus dem Englischen  
von Wibke Kuhn

Knaur Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel »Machete« bei Piatkus, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe Februar 2012  
Knaur Taschenbuch

© 2010 Nick Brownlee

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kirsten Reimers

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages / Ray Massey

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50836-7

2 4 5 3 1

*Für Georgia, Beatrice, Milly,  
Tom und Bruce –  
aber nicht bevor ihr groß seid.*

»Wer auf dieser Welt keinen Ärger haben will,  
der darf gar nicht erst geboren werden.«  
Sprichwort der Kikuyu



# Teil I



**W**eihnachtsmorgen in Mombasa. Fünfunddreißig Grad Celsius, Tendenz steigend. Eigentlich hatte der neunjährige Jonas Yomo ja gehofft, dass sich in seinem Geschenkpaket unter dem kunstschneebestäubten Weihnachtsbaum ein Fußball verbarg, doch als er das Papier abgerissen hatte, blickte er stattdessen auf den abgetrennten Kopf seines Stiefvaters.

Verständlicherweise hatte der Junge einen heillosen Schock erlitten. In diesem Moment saß er in der elterlichen Wohnung im wohlhabenden Kwakiziwi District auf dem Schoß seiner Großmutter, wiegte sich vor und zurück und konnte nur ein leises, monotones Stöhnen von sich geben. Seine Mutter Tabitha hatte die erste Hysterie überwunden, weinte aber immer noch lautlos in den Schoß ihres Vaters, der mit ihr auf dem Sofa saß, ihr sanft übers Haar strich und beruhigende Geräusche machte.

Paul Yomos Kopf war in eine Kühlbox gelegt worden, die jetzt im Fond eines Streifenwagens stand und auf dem Weg zum Leichenschauhaus war. Die Überreste des braunen Papiers, in die er gewickelt gewesen war, hatte man zusammengesammelt und als Beweismaterial eingetütet. Irgendwann, vielleicht in ein, zwei Monaten – je nach Arbeitsvolumen und Dringlichkeit –, würden sie vom gerichtsmedizinischen Labor in Nairobi untersucht werden.

»Ich frage mich nur eines, Inspector: Was für ein Tier wäre zu so einer Tat fähig?« Brigadier Charles Wako Chatme war fassungslos.

Tabitha Yomos Vater war ein großer Afrikaner von fünf- undsechzig Jahren mit breitem Brustkorb, kurzem weißem Haar und einem säuberlich getrimmten weißen Schnurrbart. Er war Kommandant auf der Marinewerft der Kenya Navy in Mtongwe am Südufer, und obwohl er mit seiner Freizeithose und der Sportjacke an diesem Morgen eher lässig gekleidet war, sah er immer noch vom Scheitel bis zur Sohle aus wie ein hochrangiger Marineoffizier. Auch seine Frage hatte er mit der Stentorstimme eines Mannes gestellt, der sofortige Antwort von seinem Untergebenen erwartet.

Detective Inspector Daniel Jouma von der kenianischen Polizei zog sich schnalzend ein Paar weiße Latexhandschuhe an und rieb über einen verdächtig aussehenden Fleck auf dem Teppich, direkt neben dem Polyurethanstamm des Weihnachtsbaumes.

»Wann haben Sie Ihren Schwiegersohn zum letzten Mal gesehen, Brigadier?«

»Letztes Wochenende. Tabitha und er sind zum Abendessen zu uns gekommen.«

»Und Sie, Mrs. Yomo?«

Tabitha blinzelte mit feuchten Augen. »Er ist einen Tag vor Heiligabend wie immer zur Arbeit gegangen«, flüsterte sie. »Es war sein letzter Arbeitstag vor den Weihnachtsferien.«

»Wie hat er auf Sie gewirkt? Sah er so aus, als hätte er Sorgen?«

»Nein.«

»Hat er erwähnt, dass er Sorgen hatte? Ist er von irgendjemandem bedroht worden?«

»Nein.«

»Ist er Ihres Wissens überhaupt jemals bedroht worden?«

»Nein!«, rief Tabitha heftig, schlug die Hände vors Gesicht und rannte aus dem Zimmer. Aus dem Badezimmer hörte man sie schluchzen.

»Dürfte ich Sie um ein bisschen Taktgefühl bitten, Inspector?«, kam es scharf vom Brigadier.

Jouma seufzte. »Nach meiner Erfahrung, Sir, ist Takt selten der effektivste Weg zur Wahrheit.«

Er trug weiße Latexhandschuhe, weil seine Vorgesetzte, Superintendent Elizabeth Simba, vermeiden wollte, dass eventuelle Beweismittel am Tatort zerstört oder unbrauchbar gemacht wurden. Doch das war ein eitles Unterfangen – der Fleck auf dem Boden stellte sich als Hundescheiße heraus, die einer der Streifenpolizisten mit den Stiefeln hereingeschleppt hatte.

Jouma sah den Brigadier an. »Nach Angaben meines Kollegen, wurde das ... *Paket* vor der Tür abgestellt«, sagte er *taktvoll*.

»Das ist korrekt.«

»Und es war keine Nachricht dabei?«

Der Brigadier schüttelte den Kopf.

»Wer hat es gefunden?«

»Ich. Ich bin davon ausgegangen, dass es sich um ein Geschenk für Jonas handelt. Deswegen habe ich es auch unter den Weihnachtsbaum gelegt.«

Jouma nickte. Bevor man den Kopf in das braune Papier gepackt hatte, hatte man ihn sorgfältig in ein paar Schichten Zeitungspapier gewickelt, genauer gesagt, in die *Daily*

*Nation* vom Vortag, wahrscheinlich um zu vermeiden, dass das Paket anfang zu nassen. Und so sah es eben aus wie ein Fußball, vor allem für einen aufgeregten kleinen Jungen am Weihnachtsmorgen.

»Dann hätte es also auch für Ihre Tochter bestimmt sein können?«

»Es hätte für jeden bestimmt sein können«, erwiderte der Brigadier unwirsch. »Sie sollten lieber nachforschen, ob irgendjemand die Person beobachtet hat, die das Paket abgeliefert hat.«

Mit knackenden Kniegelenken stand Jouma auf. »Ich kann Ihnen versichern, dass meine Männer ihre Arbeit tun.«

»Nicht, dass irgendjemand überhaupt mal irgendetwas sehen würde«, knurrte der Brigadier. »Die Menschen gehen ja grundsätzlich mit geschlossenen Augen durchs Leben.«

Der Inspector nickte. Mit dieser Feststellung hatte der Brigadier durchaus recht. »Wie lange wohnt Ihre Tochter schon hier?«

»Seit sechs Monaten. Sie sind nach ihrer Hochzeit hier eingezogen.«

Verglichen mit der durchschnittlichen Stadtwohnung in Mombasa war das Apartment ziemlich geräumig, dachte Jouma. Auf jeden Fall größer als sein eigenes, das im benachbarten Stadtviertel Makupa lag. Doch der dreißigjährige Paul Yomo war Angestellter in einem Kreditunternehmen und verdiente siebentausend Shilling monatlich. Seine zwei Jahre jüngere Frau arbeitete für die Hälfte dieses Gehalts als Laborantin. Selbst wenn man ihre Gehälter zusammenrechnet und die Summe verdreifacht,

hätten sie sich so ein Zuhause nicht leisten können. Die gepflegte Sauberkeit legte überdies die Vermutung nahe, dass hier ein Hausmädchen am Werk gewesen war. Die Möbel sprachen von solider Qualität, in der Ecke des Wohnzimmers stand ein moderner Fernseher. Sechs Monate hatten sie hier gelebt? Bei dieser Wohnung musste es sich um ein Hochzeitsgeschenk handeln.

Da ging die Tür auf, und die Frau des Brigadiers trat ein. Ellen Wako Chatme war eine schlanke, elegante Weiße, die sich ebenso gut gehalten hatte wie ihr Mann. Sie trug ein knöchellanges türkises Gewand und eine Halskette mit einem dezenten Rubinanhänger.

»Er schläft«, sagte sie sanft, während sie die Tür hinter sich zuzog.

Der Brigadier stand auf. »Auf ein Wort, Inspector«, bat er.

Direkt neben dem Gebäude lag ein kleiner Garten, der den Apartmentblock von einer viel befahrenen Hauptstraße trennte. Innerhalb seiner Mauern wuchs ein Rasen mit zähem Gras und ein paar wohlüberlegt verteilten Palmen, die den Bewohnern Schatten spenden konnten. Jouma und der Brigadier setzten sich auf eine Bank unter einem der Bäume. Während der alte Mann seine Sportjacke auszog und säuberlich auf dem Schoß faltete, stellte Jouma wohlwollend fest, dass auch die Bügelfalten in seinem weißen, kurzärmligen Baumwollhemd rasiermesserscharf waren. Es gefiel ihm, wenn die Leute Wert auf ihr Äußeres legten. Das tat heutzutage ja kaum jemand mehr. Der Inspector selbst hatte einen blauen Zweiteiler aus der Jermyn Street in London an, der eine ganze Stange Geld

gekostet haben musste, als er neu war. Außerdem trug Jouma einen Schlips und auf Hochglanz polierte Schuhe. Es kostete nichts, sich Mühe zu geben.

»Also – ist er es?«, blaffte der Brigadier.

Jouma blickte auf. Er war nur eins fünfundsechzig groß und reichte seinem Gegenüber mit dem Kopf gerade mal an die Schulter. »Wie war das bitte?«

»Hat dieses Vieh von einem Menschen, der die anderen beiden umgebracht hat, auch Paul getötet?«

»Es ist noch viel zu früh, um ...«

»Zieren Sie sich nicht so, Inspector Jouma! Ich bin kein Idiot.«

»Kein Gedanke könnte mir ferner liegen, Brigadier«, entgegnete Jouma. »Aber Sie müssen verstehen, dass es unverantwortlich wäre, jetzt schon Spekulationen über Pauls Tod anzustellen.«

Woraufhin der Brigadier missbilligend knurrte, doch der Inspector sah, dass der Mann seinen Einwand durchaus verstand.

»In der Zeitung habe ich gelesen, dass man diesen Wahnsinnigen den Kopfjäger nennt«, sagte er. »Und dass er die Köpfe regelrecht ausstellt, wie Trophäen.«

Jouma stöhnte innerlich. »Ich schreibe die Schlagzeilen nicht, Brigadier. Und unsere Ermittlung läuft noch. Als ich Ihre Tochter fragte, ob Paul irgendwelche Feinde hatte, schien sie zu meinen, dass es da niemanden gäbe. Könnten Sie etwas anderes behaupten?«

»Warum sollte ich?«

»Männer vertrauen anderen Männern oft Dinge an, die sie ihren Frauen nicht erzählen würden.«

»Paul war in einem Kreditbüro angestellt«, erwiderte der

Brigadier. »Haben die Angestellten von Kreditbüros Feinde?«

»Verschuldete Menschen greifen manchmal zu verzweifelten Maßnahmen.«

»Zum Beispiel meinem Schwiegersohn den Kopf abschneiden und ihn meinem Sohn als Weihnachtsgeschenk vor die Tür legen?« Der Brigadier lachte rauh. »Wer so kreativ ist, dürfte wohl kaum Schulden haben, Inspector Jouma.«

## 2

**I**ch wünsche Ihnen ebenfalls frohe Scheißweihnachten!«, giftete Christie, der englische Pathologe, als Jouma den Autopsieraum im Keller des Mombasa Hospital betrat. Er beugte sich gerade über Paul Yomos Kopf, und wie er so dastand, das Skalpell in der einen und einen Metallspatel in der anderen Hand, sah er aus, als wollte er gerade den Festtagsbraten tranchieren.

»Ich hätte nicht unbedingt den Geist der Weihnacht bei Ihnen vermutet, Mr. Christie«, erwiderte Jouma. »Ich dachte mir, Sie würden heute sicher mit Vergnügen arbeiten.«

Christie sah passenderweise selbst recht leichenhaft aus, das schütter werdende weiße Haar trug er zurückgegelt am ebenso weißen Schädel, der nur selten die Sonne sah. Über den Stahltisch warf er dem Inspector einen vernichtenden Blick zu.

»Nur weil Ihr Kenianer euch nicht die Mühe machen wollt, Weihnachten auf traditionelle Art zu feiern, heißt das noch lange nicht, dass wir anderen das nicht tun möchten«, gab er zurück.

»Mr. Yomos Familie feiert traditionelle Weihnachten«, erklärte Jouma. »Zumindest hatten sie das vor.«

Er dachte an die Geschenke unter dem Baum, dessen Zweige so sorgfältig mit Lametta und Kugeln geschmückt worden waren. Und er dachte an den Jungen, der das Paket gefunden und eifrig aufgerissen hatte.

»Na ja, schon gut«, knurrte der Pathologe.

*Na ja, schon gut*, dachte Jouma. Um über das verdorbene Weihnachtsfest der Yomos nachzudenken, hätte man das Risiko eingehen müssen, den Kopf auf dem Obduktionstisch als Teil eines Menschen zu betrachten – und das war definitiv nicht Christies Art.

»Na, dann wollen wir uns das mal angucken, was?«, sagte der Pathologe, der von einer Sekunde auf die andere wieder sachlich geworden war.

Der Kopf stand aufrecht auf einem ungefähr drei Zentimeter dicken Stumpf. Die Augen waren geschlossen, der Mund leicht geöffnet. Paul Yomo war ein gutaussehender Mann gewesen, mit den ausgeprägten Wangenknochen und dem markanten Kiefer der Kikuyu, des größten Stammes in Kenia. Allerdings war die Haut seiner Wangen leicht uneben, wie eine Orangenschale – wahrscheinlich hatte er als Teenager Akne oder Windpocken gehabt –, und durch den gepflegten Kinnbart zog sich eine dünne Narbe. Seine Haut war aschgrau.

»Und Sie behaupten also, dass sein Kopf als *Geschenk* verpackt war?«, erkundigte sich Christie.

»Er war *nicht* als Geschenk verpackt«, korrigierte ihn Jouma. »Er war in ganz normales braunes Packpapier verpackt.«

Doch die Vorstellung, dass jemand einen Kopf zu Weihnachten bekommen hatte, regte die Phantasie des Pathologen offensichtlich ungemein an. »Na ja, immer noch besser als ein Paar Pantoffeln.«

»Der Kopf, Mr. Christie. Könnten Sie wohl bitte anfangen?«

»Tja, also als Erstes kann man sagen, dass das ein ganz sauberer Schnitt ist.« Er deutete mit der waagerechten Hand eine schneidende Bewegung vor der Kehle an. »Schauen Sie mal hier.«

Er kippte den Kopf leicht, so dass man den Querschnitt durch den Hals bewundern konnte. Jouma, dem bei solchen Anblicken nur zu leicht mulmig wurde, merkte, wie ihm das Zimmer vor den Augen verschwamm. Er sah die Schlingen und Kringel der Muskeln, kreisrunde Schnittflächen von Knochen und Knorpeln und die Löcher der durchtrennten Arterien. Sieht aus wie ein roher Schinken, dachte er schauernd.

»Sehen Sie das?«, fuhr Christie fort. »Keine scharfen Grate an den Knochenkanten, keine Streifen im Fleisch, die darauf hindeuten würden, dass dieser Schnitt irgendwie mechanisch durchgeführt wurde. Nein, was Sie hier sehen, ist das Ergebnis eines einzigen, wuchtigen Hiebs mit einer sehr scharfen Waffe.«

»Eine Axt?«, schlug Jouma hoffnungsvoll vor.

»Äxte sind bekannt für ihre Unzuverlässigkeit, mein Guter. Wussten Sie, dass ein professioneller Henker zwei Anläufe brauchte, um Maria Stuart den Kopf abzuhacken?

Und dann hing der Schädel des armen alten Mädchens immer noch mit einem Knorpelstück am Hals ...«

»Verdammt noch mal, Mr. Christie!«, rief Jouma. »Würden Sie bitte endlich zur *Sache* kommen?«

»Ich würde auf eine Machete tippen.«

»Eine Machete?« Jouma verließ der Mut.

»Befürchte ja.« Christie klopfte mit dem Finger auf Paul Yomos Kopf. »Sie könnten natürlich Glück haben, dann ist das hier einfach nur eine ganz alltägliche, kenianische Durchschnittsenthaftung. Und ich kann selbstverständlich nichts sagen, bevor ich nicht eine vollständige und gründliche Untersuchung vorgenommen habe.«

»Selbstverständlich nicht.«

»Aber ich kann Ihnen gleich mitteilen, dass mir die Ähnlichkeiten mit den anderen beiden Fällen mehr als nur zufällig scheinen. Außerdem ist Ihnen hoffentlich klar, dass Sie mir das Weihnachtsfest verdorben haben, indem Sie mich so kurzfristig hierher bestellt haben.«

Jouma konnte sich kaum etwas Freudloseres vorstellen als ein Weihnachtsfest im düsteren Bungalow des Pathologen am Nordufer, wo Christie die einsamen Stunden zwischen seinen Schichten in dieser weißgekachelten Hölle totschlug.

»So, nachdem wir das geklärt haben – ich hätte da eine hübsche Flasche Sherry in meinem Büro«, fuhr Christie fort. »Ein Geschenk vom Reinigungspersonal. Die könnte ich gern aufmachen – das heißt ... wenn Sie gerade nichts anderes zu tun haben.«

Der Inspektor fiel der Unterkiefer herunter. Wollte der misanthropische Pathologe jetzt etwa gesellig werden? Wenn ja, dann wäre das das erste Mal in den fünfzehn

Jahren, die die beiden Männer schon zusammenarbeiteten. Dem Detective aus Mombasa verschlug es die Sprache – und in der verlegenen Schweigepause gingen die Schotten bei Christie auch schon wieder herunter.

»Aber ist im Grunde bloß so ein billiges Zeug, wahrscheinlich lohnt es sich sowieso nicht, den aufzumachen«, sagte er, nahm Paul Yomos Kopf vom Obduktionstisch und stellte ihn wieder auf seinen Platz auf dem Stahltablett auf dem Tisch hinter sich. »Die komplette Untersuchung mache ich dann so rasch wie möglich.«

Jouma öffnete den Mund, doch Christie zog sich schon schnalzend die Gummihandschuhe aus, als wären sie eine lästige zweite Haut. In den paar Sekunden, die er brauchte, um sie auszuziehen und zu entsorgen, verschwand jede Spur von weihnachtlicher Leutseligkeit. Der Inspector war seltsam erleichtert, dass der alte Christie wieder da war. Der kurze Moment, in dem dem Pathologen die süße Milch der Menschlichkeit durch die Adern gepulst war, hatte ihn extrem beunruhigt.

»Meine besten Weihnachtswünsche, Mr. Christie«, verabschiedete er sich und ging zur Tür.

»Gleichfalls. Ach, und ... Jouma?«

Der Inspector drehte sich um. »Mr. Christie?«

»Wie geht's eigentlich Ihrem Freund, diesem Engländer am Flamingo Creek?«

Einen Moment wusste Jouma gar nicht, von wem Christie überhaupt sprach. Vor lauter Aufregung hatte er Jake Moore völlig vergessen.

»Ich glaube, der wird heute aus dem Krankenhaus entlassen«, antwortete er.

»Tatsächlich?« Christie war beeindruckt. »Das scheint ja

ein robuster Menschenschlag zu sein, den sie da in Nordostengland züchten. Nach allem, was der mitgemacht hat, kann der Kerl froh sein, dass er überhaupt noch am Leben ist.«

### 3

**B**ilder. Erinnerungssplitter. Oder waren es Halluzinationen?

*Irgendwann kreiste weit über ihm eine Möwe, die schmalen weißen Flügel vor dem blauen Himmel ausgebreitet, um die Sonnenwärme zu nutzen, die vom Meer reflektiert wurde.*

*Perfekte Kreise an einem perfekten Himmel.*

*Ein perfekter Tag zum Sterben. Es wäre so leicht gewesen, das warme Wasser einfach über dem Kopf zusammenzuschlagen zu lassen und auf den Grund zu sinken.*

Jake Moore erwachte davon, dass sein Kopf gegen das Beifahrerfenster des Landrover rumpelte, während das alte Gefährt über die unbefestigte Straße am Südufer des Flamingo Creek schoss. Die kaputten Stoßdämpfer federnten kaum etwas von den Schlaglöchern und Spurrillen ab, und dem Fahrer waren sie sowieso herzlich egal.

Harry Philliskirk blinzelte auf die Straße. Er blickte unter dem Schirm seiner Baseballkappe hervor wie ein kurzsichtiger Kobold und drückte die lange, knochige Nase dabei fast an die schmutzige Windschutzscheibe. Als ein

riesiger Krater das ganze Fahrgestell des Landrover erschütterte, so dass die beiden Männer beinahe durchs Dach geflogen wären, stieß er einen saftigen Fluch aus.

»Was hast du's denn so eilig?«, wollte Jake wissen.

Harry warf ihm einen Blick zu und runzelte enttäuscht die Stirn. »Oh. Ich hatte gehofft, ich schaffe es bis zum Bootshaus, bevor du aufwachst.«

Jake wollte schon etwas erwidern, überlegte es sich aber doch anders. Er kannte seinen Geschäftspartner lang genug, um zu wissen, dass irgendwo tief da drinnen ein Körnchen Logik steckte. Also wappnete er sich innerlich lieber gegen die Fährnisse des letzten Kilometers ihrer Reise. Er hoffte inständig, dass er nicht mit dem Messer eines Auftragskillers im Bauch sechs Stunden lang auf dem Indischen Ozean gedümpelt war und überlebt hatte, um sich nun mit Harry doch noch um die nächste Palme zu wickeln.

Er konnte sich nicht an allzu viel von dem Tag erinnern, an dem eine weibliche Auftragsmörderin mit dem Spitznamen »der Geist« versucht hatte, ihn auf der Brücke der *Yellowfin* zu ermorden. Ihre Lieblingsmethode bestand darin, dem Opfer ein Stilet zwischen die Nackenwirbel zu rammen, wodurch das Rückenmark durchtrennt wurde und der sofortige Tod eintrat. Hätte Jake nicht so blitzschnell reagiert, als sie ihn attackierte, und ihr den Hinterkopf ins Gesicht geschmettert, wäre er auch so gestorben.

Gegen die fünfzehn Zentimeter Stahl, die ihm der Geist im Bauch versenkt hatte, konnte er allerdings nichts ausrichten.

Er erinnerte sich noch an den Schmerz. Den würde er niemals vergessen. Vor sechs Jahren war er einmal angeschossen worden, und das hatte sich im Grunde nur angefühlt, als würde ihn ein Muli treten. Aber das Gefühl dieser Messerklinge, die ihm in die Eingeweide schnitt, überstieg alles, was er sich jemals hätte vorstellen können – eine zerreißende, zerfetzende Höllenqual, die ihm buchstäblich die Luft aus den Lungen saugte. Im nächsten Moment hatte die Killerin mit ungerührter Miene zur zweiten Attacke angesetzt, wie ein Raubtier, das seiner Beute endgültig den Garaus machen will. Da hatte er sich rückwärts über die Reling fallen lassen, denn egal was ihm passierte: Er wollte ganz sicher nicht auf seinem eigenen Boot sterben.

»So, da wären wir, mein Lieber«, verkündete Harry. Aus irgendeinem Grund wirkte er verlegen.

Der Landrover bog um die letzte Kurve, und da lag das Bootshaus vor ihnen. Allerdings war es nicht der baufällige Stall, den Jake vor sechs Wochen zum letzten Mal gesehen hatte. Die schäbigen Wände aus Porenbeton waren getüncht, und das Wellblechdach war von den Ablagerungen der letzten fünf Jahre befreit worden, die der unkontrolliert wuchernden Vegetation, dem Rost, Vogel- und Affenscheiße zu verdanken waren. Jemand hatte in ein Meter hohen Lettern die Aufschrift *Britannia Fishing Trips Ltd.* sorgfältig mit einer Schablone aufs Metall gemalt.

»Mein Gott«, sagte Jake.

Auf ein Banner, das zwischen zwei Bäumen aufgespannt war, hatte irgendjemand ein *Willkommen zu Hause, Jake!* gepinselt, mit derselben Farbe, die auch fürs Dach benutzt worden war. Trauben von erschlafte[n] Luftballons hingen

von den Zweigen. Als sie näher kamen, entdeckte Jake, dass sich ein paar Leute auf dem Vorhof versammelt hatten.

»Harry ...«

»Suki Lo hat drauf bestanden«, beeilte sich sein Partner zu sagen.

Suki Lo besaß hundert Meter weiter in derselben Straße eine Bar. Die winzige Malaiin, deren Zähne wie verfaulte Holzdübel aussahen, kam ihnen entgegen. Sie hielt eine Flasche Jack Daniel's hoch und zeigte ein Lächeln, das einen unwillkürlich an das Tor zur Hölle denken ließ.

»Mein Süßer!«, krächzte sie und warf sich auf Jake, als er vorsichtig aus seinem Taxi kletterte. »Bin ich so schießfroh, dich zu sehen!«

»Vorsicht, Suki!« Jake wich zurück und wehrte sie ab wie einen übereifrigen Welpen. »Ich hab keine Lust, dass mir eine Naht aufgeht.«

»Du weißt, ich komm dich besuchen«, sagte Suki ernst.

»In Krankenhaus. Viele Mal.«

»Harry hat's mir erzählt.«

»Sie sagen Suki, du werden sterben. Ich sage: ›Nicht Jakey! Nicht meine tapfere Junge! Er verdammt nicht sterben!««

Ihre schmalen Schlitzaugen füllten sich mit Tränen. Sie sah ihn an, und er wusste, dass er keinen allzu erfreulichen Anblick bot. Bei seiner Einlieferung ins Krankenhaus hatte er den Körper eines einen Meter achtzig großen, fünfundneunzig Kilo schweren Rugby-Spielers gehabt, bei seiner Entlassung sah er aus wie ein Überlebender aus einem japanischen Kriegsgefangenenlager: eingesunkene Wangen, geschrumpfte Muskeln, hohle Augen.

»Tja, ich bin nicht gestorben, Suki! Aber sagst du mir bitte mal, was das hier werden soll?«

Er bückte sich, um sie auf den Scheitel zu küssen, und sah zu der kleinen Menschenmenge hinüber, die sich vor dem Büro versammelt hatte. Er musste grinsen. Die grauhaarige Kundschaft von Sukis Bar, hauptsächlich Skipper und Mechaniker, wirkte außerhalb ihres natürlichen Lebensraums immer irgendwie fehl am Platz. Die meisten sahen aus, als würden sie noch unter den Folgen der letzten Nacht leiden. Tatsächlich sahen sie so aus, als hätten *sie* sechs Wochen an der Schwelle zum Tod gestanden, dachte Jake.

»Schon erstaunlich, was die Aussicht auf Freibier so alles bewirken kann«, stellte Harry fröhlich fest und gesellte sich zu den beiden. »Aber ob du's glaubst oder nicht, ein paar von ihnen haben sich *wirklich* Sorgen um dein Wohlergehen gemacht.«

»Wahrscheinlich schulde ich ihnen noch Geld«, meinte Jake. Er ging auf das Büro zu und verzog das Gesicht, als ihm ein scharfer Schmerz im Unterleib zu verstehen gab, dass er sich zu schnell bewegte. Plötzlich blieb er stehen. *Hier stimmte doch irgendwas nicht.*

Er blickte zum hölzernen Bootssteg und dem träge schwappenden braunen Wasser des Flusses. Da fiel ihm auf, was ihn die ganze Zeit gestört hatte.

»Wo ist die *Yellowfin*, Harry?«